



Bye-bye, Bargeld

Bargeld Münzen und Noten verlieren im Alltag an Bedeutung.

Wo führt das hin? Und welche Konsequenzen hat das für
Surprise-Verkaufende und andere Menschen in prekären Verhältnissen?

TEXT **STEFAN MICHEL** ILLUSTRATIONEN **OPAK.CC**



«Macht sechs Franken neunzig, bitte!» Die Karte gezückt, am Lesegerät vorbeigewischt, und während man sie ins Portemonnaie zurücksteckt, erscheint «Bezahlung ok» auf dem Bildschirm. Vorbei die Zeiten, als in der Schlange kollektives Seufzen ausbrach, weil der Kunde an der Kasse zuerst die richtige Karte finden und sich dann an den Code erinnern musste. Es ist eher schon umgekehrt: Wenn der Senior im Kleingeld zu wühlen beginnt, vollführen die Ungeduldigen hinter ihm theatralisch Lockerungsübungen. Ein kritischer Punkt ist erreicht: Elektronisch

**Bilder aus China zeigen
neuerdings Bettelnde,
die ein Papier mit einem
QR-Code auf sich tragen.**



Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich

Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 2/8

bezahlen geht schneller als in bar.

Sind die Tage des Bargelds gezählt? Norbert Häring ist sich zumindest sicher, dass genau dies das Ziel von Banken und Regierungen ist. Der deutsche Ökonom und Wirtschaftsjournalist hat ein Buch mit dem Titel «Die Abschaffung des Bargelds und ihre Folgen» geschrieben. Die Grossbanken, einige Regierungen und internationale Organisationen arbeiteten weltweit daran, die Bargeldnutzung einzuschränken, ist seine zentrale These. Tatsächlich haben beispielsweise viele Euro-Staaten eine Obergrenze von wenigen tausend Euro für Bartransaktionen (Griechenland sogar nur 500 Euro). Und dies, obwohl in der Eurozone Bargeld als gesetzliches Zahlungsmittel gilt und jeder, der etwas verkauft, verpflichtet ist, Euromünzen und Scheine anzunehmen.

Edelsteine, Immobilien und Autos

Als Grund dafür geben die Regierungen den Kampf gegen Steuerhinterziehung, Geldwäsche, Terrorismusfinanzierung und andere kriminelle Geschäfte an. Das sei vorgeschoben, ist Häring überzeugt. Tatsächlich gehe es Regierungen darum, sämtliche Zahlungen registrieren zu können, was bei elektronischen Transaktionen der Fall ist. Die Banken wiederum seien darauf aus, dass der gesamte Zahlungsverkehr über ihr System läuft, dass kein Geld die Hand wechselt, ohne dass sie die Kontrolle darüber haben. «Der Weg in die totale Kontrolle», lautet folgerichtig der Untertitel des 2016 erschienenen Buches. Können die Menschen nur noch elektronisch auf ihr Vermögen zugreifen, können die Betreiber des Systems, also die Banken, diesen Zugriff jederzeit sperren. Oder sie können Gebühren auf Transaktionen erheben. Für die Regierungen hätte die Abschaffung des Bargelds den Vorteil, dass es keine Möglichkeit mehr gäbe, Negativzinsen auszuweichen, indem man sein Vermögen in bar aufbewahrt.

In der Schweiz gibt es keine Obergrenze für Barzahlungen. Dafür wurde die Schweiz von der Financial Action Task Force (FATF) kritisiert. In dieser internationalen Organisation erarbeiten die 37 Mitgliedsregierungen (darunter jene der Schweiz) Regeln gegen die Geldwäscherei. Der Bundesrat empfahl deshalb ein Verbot von Barzahlung bei Beträgen über 100 000 Franken, womit er im Parlament auf entschiedenem Widerstand stiess. Etliche Politiker stellten sich auf den Standpunkt, man müsse die Freiheit haben, ein Auto, teuren Schmuck oder auch ein Haus bar zu bezahlen. Am Ende erliess das Parlament einzig eine Sorgfaltspflicht für jene, die Beträge von 100 000 Franken und mehr in bar annehmen. Das kommt im Handel mit Uhren, Schmuck, Edelsteinen, Immobilien, Antiquitäten und Autos durchaus vor, wie der NZZ-Wirtschaftsjournalist Hansueli Schöchli in Erfahrung brachte.

Gefragt ist Bargeld in der Schweiz und anderswo aber auch, um Geld ausserhalb des Bankensystems aufzubewahren. Wie



Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich



Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²



Universität St. Gallen

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 3/8

eine Grafik der Schweizerischen Nationalbank (SNB) zeigt, schoss die Nachfrage nach Frankenscheinen immer dann in die Höhe, wenn die Investoren unsicher wurden: 2008, 2011 und 2012. Der erste Zeitpunkt war der Beginn der weltweiten Finanzkrise, an den beiden weiteren führte die Schuldenkrise im Euroraum zu Verunsicherung an den Finanzmärkten, interpretierte Fritz Zurbrugg, Direktionsmitglied der SNB, in einem Referat.

Ein Interesse an möglichst wenig Barzahlungen haben hingegen die grossen Detailhändler. Denn Bargeld muss gezahlt, gesichert und transportiert werden, während elektronische Zahlungen praktisch vollautomatisch in die Geschäftsbücher übertragen werden. Die Grossen machen es ihrer Kundschaft deshalb immer einfacher, mit Karte oder App zu bezahlen. Dagegen akzeptieren viele kleine Geschäfte Kartenzahlungen erst ab einem Mindestbetrag. Auf Anfrage betonen Migros, Coop und der Kioskbetreiber Valora aber, ihren Kunden die freie Wahl zu lassen, wie sie bezahlen wollen.

Innenpolitisch unantastbar

Dass die SNB auf die Abschaffung des Bargelds in der Schweiz hinarbeite, stellte Zurbrugg im oben erwähnten Referat in Abrede. Der Wirtschaftspublizist Christoph Pfluger aber ist skeptisch. «Die SNB führte 2016 in London eine Konferenz mit anderen Banken und Organisationen durch, die weltweit die Bargeldabschaffung vorantreiben. Journalisten waren zur Konferenz nicht zugelassen.» Pfluger ist Verleger des Magazins Zeitpunkt und hat ein Buch mit dem Titel «Das nächste Geld» geschrieben, in dem er das geltende Geldsystem kritisiert, namentlich die Geldschöpfung durch kreditgebende Geschäftsbanken. «Ich behaupte nicht, dass die Nationalbank das Bargeld abschaffen will. Aber die SNB beteiligt sich an internationalen Bemühungen, die Bargeldverwendung einzuschränken, die früher oder später in ein Verbot münden werden», verdeutlicht er seinen Standpunkt.

Klar ist: Wer etwas am Status des Schweizer Frankens in Münzen und Scheinen ändern will, muss das Bundesgesetz über die Währung und die Zahlungsmittel ändern, dessen Artikel 3, Absatz 2 festlegt: «Schweizerische Banknoten müssen von jeder Person unbeschränkt an Zahlung genommen werden.» Die politischen Diskussionen der letzten Jahre zum Thema Bargeld zeigen, dass die Aufhebung dieses Grundsatzes von links bis rechts abgelehnt würde. Die Freiheit, Bargeld zu nutzen, scheint zumindest innenpolitisch vorerst unantastbar.

Doch Pfluger legt den Finger auf einen wunden Punkt: «Wenn im Euro-Raum das Bargeld abgeschafft wird, würde die Schweiz zu einem Hafen für unerwünschte, das heisst auch kriminelle, Bargeldgeschäfte.» Der Bundesrat könnte sich gezwungen sehen,



Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich



Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²



Universität St. Gallen

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 4/8

per Notrecht Massnahmen zu ergreifen, die den Gebrauch des Bargelds einschränken.

«Bargeld ist Freiheit»: Das findet nicht nur Ökonom und Buchautor Norbert Häring, sondern auch Redaktoren und Kommentarschreiber von der bürgerlichen NZZ bis zur liberalen Süddeutschen Zeitung. Die AfD und das Magazin Schweizerzeit argumentieren damit gleich wie der liberale Thinktank Avenir Suisse. Gemeint ist, dass nur Bargeld die finanzielle Privatsphäre wahrt und das freie Verfügen über das eigene Geld garantiert. Ein Bankkonto kann gesperrt werden, die Scheine unter der Matratze nicht.

Doch diese Freiheit scheint den Schweizerinnen und Schweizern nicht heilig zu sein. Der «Swiss Payment Monitor 2018» der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften und der Universität St. Gallen hat unter mehr als 1000 Studienteilnehmenden zwischen 18 und 65 Jahren ermittelt: Rund vier von fünf Franken, die Schweizerinnen und Schweizer insgesamt ausgeben, bezahlen sie bargeldlos. Bezahl-Apps wie Samsung Pay, Apple Pay oder Twint werden nur für etwa ein Prozent der Gesamtausgaben benutzt. Die Zahlungsmittel der Wahl sind Debit- und Kreditkarte sowie Online-Überweisungen.

Zahlenmässig werden zwar die meisten Transaktionen in bar ausgeführt, jedoch nur für tiefe Beträge bis 20 Franken. Am gesamten Geldumsatz einer Person – Miete und Versicherungsprämien, aber auch Zahlungen von grösseren Beträgen in Geschäften – machten Barzahlungen nur 20 Prozent aus. «Immerhin 36 Prozent sind es, wenn man nur jene Zahlungsvorgänge betrachtet, die unterwegs, in Geschäften, Restaurants oder ähnlichem getätigt werden», erklärt Tobias Trütsch, Zahlungsexperte der Universität St. Gallen. 1990 habe der Anteil der Barzahlungen unterwegs noch 90 Prozent betragen.

Selbst wenn das Bargeld gesetzliches Zahlungsmittel bleibt, wäre es also denkbar, dass immer weniger es auch nutzen. «Entscheidend ist, dass man die Wahl hat», argumentiert Pfluger, der angibt, auch selber immer wieder mit Karte oder online zu bezahlen.



Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich

Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 5/8





Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich



Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²



Universität St. Gallen

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 6/8

«Das Geld begann sich zu stapeln!»

Im Norden Europas proben ein paar Länder die Abschaffung des Bargelds: In Schweden, Norwegen und Dänemark ist es an immer mehr Orten nicht mehr möglich, bar zu bezahlen. Dazu genügt es, die Pflicht zur Annahme von Bargeld aufzuheben. Seit nicht mehr alle Banken Bargeld annehmen, tun dies auch immer weniger Geschäfte. So werden Münzen und Scheine immer unattraktiver, denn man läuft Gefahr, sie weder ausgeben noch in elektronisches Bankguthaben umwandeln zu können. Das hat Folgen, einerseits für Menschen, die sich mit dem elektronischen Zahlungsverkehr und den dazugehörigen Geräten schwertun, etwa ältere Leute. Und andererseits für jene, die kein Bankkonto besitzen – sei es, weil sie zu arm sind, keinen festen Wohnsitz oder keinen legalen Aufenthaltsstatus haben.

Bargeld, speziell Kleingeld, ist das Zahlungsmittel der Gasse. Bettelnden steckt man Münzen zu, das Klimpern des Geldbeutels gehört zum Strassenzeitungsverkauf. Nicht so in den drei genannten nordeuropäischen Ländern. In Schweden etwa bezahlt man das Strassenmagazin Faktum mit Swish, der dort dominierenden Bezahl-App. Um damit Geld überweisen und empfangen zu können, benötigt man ein Smartphone und ein Bankkonto, das mit der App verknüpft wird. Ein paar Berührungen des Smartphone-Bildschirms, und der Betrag wird der Käuferin abgebucht und dem Verkäufer gutgeschrieben.

In Norwegen weist die Strassenzeitungsverkäuferin ihre Kontonummer vor, der Kunde scannt diese mit seinem Mobiltelefon und überweist die Summe. Die Empfängerin selber braucht weder Smartphone noch Bankkonto. Im Büro des Trondheimer Magazins Sorgenfri können sich die Verkaufenden ihre Einkünfte bar auszahlen lassen, wenn sie dies wünschen. Allerdings stehen sie dann wieder vor dem Problem, mit dem Bargeld an vielen Orten entweder gar nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen bezahlen zu können.

Ist das die Zukunft der Schweizer Strassenzeitungsverkäufer? Hans Rhyner aus Zürich hofft, dass er das nicht mehr erleben muss. «Ich schätze es, das Geld auf die Hand zu erhalten. Dann schaue ich dem Kunden in die Augen und bedanke mich. Mit dem Handy oder einem Kreditkartengerät ist das Bezahlen völlig unpersönlich», findet er. Auch selber bezahlt Rhyner ausschliesslich bar, Rechnungen begleicht er am Postschalter. Grund dafür ist der Überblick über seine finanzielle Lage: «So weiss ich, wie viel Geld ich habe, ob ich sparen muss oder sogar etwas übrigbleibt – der Überschuss kommt dann auf das Sparkonto.»

Dass Bargeld die Übersicht über die eigenen Finanzen erleichtert, ist keine neue Erkenntnis. Jonas, der in Wirklichkeit anders heisst, gut ausgebildet und durchschnittlich verdienend, hatte früher Mühe, sein Budget einzuhalten: «200 Franken am Automaten



Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich



Universität St.Gallen

Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 7/8

ziehen und weiterfeiern – so habe ich das jahrelang gemacht. Am nächsten Morgen war dann nur noch der Kater übrig.» Ständig habe er irgendwo Schulden gehabt. Bevor es dramatisch wurde, fasste er zusammen mit seiner Lebenspartnerin einen Entschluss: Sie wollten nur noch bar bezahlen. Fortan hoben sie nach jedem Zahltag ihren Lohn komplett ab, verstaute das Bargeld zuhause und nahmen sich die Scheine, die sie gerade brauchten. Sämtliche Überweisungen tätigten sie am Postschalter. «Das ist extrem mühsam und man sieht genau, wie viel Geld da eigentlich weggeht», beschreibt er. Doch der Effekt war frappant. Jonas hörte nicht nur auf, sein Konto zu überziehen: «Das Geld begann sich zu stapeln! Nach einem halben Jahr hatten wir in der Wohnung über 20 000 Franken angespart», präzisiert er. «Da fragten wir uns dann, wie sicher das Geld dort noch ist.» Weil sich inzwischen ihre Miet- und Lebenssituation verändert hat, müssen Jonas und seine Freundin wieder vermehrt elektronisch bezahlen. Doch für ihn steht fest: «Sobald es organisatorisch geht, will ich zurück zur reinen Barzahlung.»

Herbert Engeler, auch er Surprise-Verkäufer in Zürich, sieht die Entwicklung gelassen. «Es spielt doch keine Rolle, in welcher Form die Hefte bezahlt werden.» Im Gespräch merkt man ihm an, dass er nicht immer von der Hand in den Mund gelebt hat und sich in der Welt des Geldes durchaus auskennt. Seinen finanziellen Tiefpunkt erlebte er bargeldlos: «Als ich nur noch eine Briefmarke in der Hosentasche hatte, begriff ich, dass ich etwas ändern musste.» Er begann, Surprise zu verkaufen. Das Bargeld half auch ihm, sein Budget im Griff zu bekommen: «Zuerst lebte ich von 300 Franken im Monat, dann wurden es 500, dann noch etwas mehr», beschreibt er seine finanzielle Wende zum Besseren. Inzwischen bezieht er AHV. «Der Surprise-Verkauf ermöglicht mir, auf Ergänzungsleistungen zu verzichten.»

Schöne neue Bettlerwelt

Ob Bargeld oder elektronisches Geld spielt keine Rolle, wenn man keines hat, könnte man unken. In Wahrheit ist gerade das «lästige» Kleingeld für die Menschen am Fuss der Einkommenspyramide ihr Einkommen. Doch auch dieses ist ersetzbar. Bilder aus China zeigen neuerdings Bettelnde, die ein Papier mit einem QR-Code auf sich tragen. Diesen halten sie den Almosengebern hin, welche ihn mit ihrem Smartphone scannen und einen kleinen Betrag auf das Konto überweisen, das mit dem Code verknüpft ist.

Hinter dem Code stecken aber weder bettelnde Programmierer noch Technologie-affine Wohltäter, sondern Unternehmen, die auf diese Weise Nutzerdaten und Telefonnummern sammeln. Sie entlohnen die Mittellosen dafür, dass sie Zahlungskräfte dazu bringen, mit der Spende gleich auch ihre Telefonnummer



Surprise Strassenmagazin
4051 Basel
061/ 564 90 70
www.vereinsurprise.ch

Medienart: Print
Medientyp: Publikumszeitschriften
Auflage: 16'695
Erscheinungsweise: 25x jährlich



Seite: 8
Fläche: 209'938 mm²



Universität St.Gallen

Auftrag: 377009
Themen-Nr.: 377.009

Referenz: 71475117
Ausschnitt Seite: 8/8

anzugeben. Bei gewissen Bettelnden muss nicht einmal etwas bezahlt werden – es reicht, mit dem Scannen des Codes seine Telefonnummer zu übermitteln. Die Datensammler erhalten für jede Telefonnummer ein paar Rappen.

Skandinavien und China zeigen: Auch wenn das Bargeld und damit das Kleingeld verschwinden sollte, gibt es Wege, auf denen ein kleiner finanzieller Überschuss bei den Mittellosen landet. Sie können sich den Luxus der finanziellen Privatsphäre nicht leisten.